Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 2

Artikel: Aus Julien Greens Tagebuch : 1955-1958
Autor: Green, Julien
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161076

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus Julien Greens Tagebuch

1955—1958

4. April 1955: Einen wissenschaftlichen Aufsatz über Hans Christian Andersen gelesen, welcher das Drama dieses großen Schriftstellers natürlich mit Stillschweigen übergeht. Er war häßlich, er litt darunter, er war schüchtern, er *getraute* sich nie... Der «Manchester Guardian» vom 31. März bringt eine aufschlußreiche Beschreibung des Besuches von Andersen bei Dickens im Jahre 1857. Man fand ihn äußerst langweilig, man nannte ihn die knöcherne Plage. Der Unglückselige brachte eine Einladung ganz durcheinander, indem er Dickens den Arm bot, um ins Eßzimmer zu schreiten, und eine Krone aus Gänseblümchen flocht, die er dem Hut des Schriftstellers Wilkie Collins aufsetzte. Die rührende Ungeschicklichkeit, die seltsame Kapriolen auslösende ewige Angst, das alles hindert einen nicht, ihn zu lieben, im Gegenteil.

30. April 1955: Nochmals Andersen. Man erzählt Dinge über ihn, die rührend und lächerlich sind. Ein großer Einfaltspinsel, den man trotzdem liebt. Er war absurd häßlich und besessen von dieser Idee; um seine Mitmenschen zu trösten, die er in dieser Hinsicht für besonders benachteiligt hielt, brachte er ihnen einen kleinen Blumenstrauß. Dieser der Häßlichkeit dargebrachte Trostpreis war seine Art, die ungerechte Weltordnung wieder ins Gleichgewicht zu rücken. Mit Grauen sah man ihn nahen, den Strauß in der Hand. Wem würde er diesmal verabreicht werden?

20. Juni 1955: Ich betrachte meine in Reichweite aufgestellten Wörterbücher und denke an die so einfache und schlichte Antwort Gides, als ihn eines Tages ein Journalist fragte, wozu er derartige Werke denn benötige: «Ich brauche sie, um den Sinn der Wörter zu verstehen und zu wissen, wie man sie schreibt.»

2. Dezember 1955: Mit jemandem über Gide gesprochen, der ihn gut gekannt hat. Ich sagte, daß Gide vielleicht nicht in diese bittere und hartnäckige Feindseligkeit der Kirche gegenüber verfallen wäre, wenn ihre Auswirkung bei gewissen Leuten sich angenehmer geäußert hätte, und wenn wir Katholiken anders und besser gewesen wären, ich möchte sagen: bessere Christen. Wir tragen unsere Verantwortung in dieser Angelegenheit. Und dann hegte er eine Art Groll gläubigen Menschen gegenüber, wie das Alter der Jugend zürnt, die noch Herz genug besitzt, um zu lieben, während es selbst nicht mehr fähig ist dazu. Mehr als einmal fühlte ich, wie unzufrieden er war, sogar sehr unzufrieden, nicht glauben zu können. Daher die Schärfe, die ewigen Sticheleien, deren Zielscheibe wir waren, mein Besucher und ich.

3. Dezember 1955: Wie oft im Leben, wenn ich mit Frauen jeglichen Alters sprach, dachte ich an meine Mutter und sagte mir: «Mama besaß mehr Herz, mehr Vornehmheit, und sie wußte nichts davon. Wir fürchteten ihre Ironie, und doch verletzte sie nie jemanden. Sie war einfach anders wie die übrigen. An gewissen Tagen war sie dramatisch gestimmt. Sie sagte mir: «Lieber würde ich dich tot, ja, hier tot zu meinen Füßen sehen, als dich eine entehrende Handlung begehen wissen.» Und sie fügte mit leicht drohender Miene hinzu: «Vergiß nicht, daß ich dir den Vornamen meines Vaters gab.»

4. Januar 1956: In einem Brief von Keats steht: «Ich treibe alle Dinge derart zum Äußersten, daß der kleinste Verdruß innert fünf Minuten sich für mich in einen Stoff verwandelt, der eines Sophokles würdig wäre.» Ein wenig litt auch ich mein Leben lang darunter, mit dem Unterschied, daß meine Phantasie die Tatsachen zu verunstalten und entstellen trachtet, ohne sie zu vergrößern. Vielleicht ist es der Schriftsteller, der in mir arbeitet! Aber der Schriftsteller in mir ist kein anderer als der Verrückte, der ich wahrscheinlich geworden wäre, wenn ich keine Romane geschrieben hätte. Ich übertreibe zweifellos ein bißchen, doch mein Gleichgewicht verdanke ich der Tinte und dem Papier.

2. Februar 1956: Es gibt in der Kindheit eine Art Flitterwochen zwischen dem Körper und der Seele, der bis gegen zwanzig dauert. Später spürt man das Gewicht der Ketten dieser außergewöhnlichen Ehe.

Gestern sagte ich zu R.: «Ich brauchte Jahre und Jahre, um die Multiplikation zu lernen. Als Kind hat man mich in Schrecken gejagt, indem man mich plötzlich fragte: ‚Neun mal acht?' Es war die Acht, die mich verwirrte. Bis zum sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahr wußte ich nie genau, daß neun mal acht sechsundfünfzig sind.» R. brach plötzlich in ein Gelächter aus: «Aber neun mal acht sind ja nicht sechsundfünfzig!»

28. April 1956: In einem Restaurant der Rue Mazarine betrachtete ich ein altes, russisches Ehepaar, er dick und schwer, mit einem Kindergesicht und kindlichem Haarschopf; sie ein armes, altes Mütterchen mit langen, schönen Händen, auf denen schwarze Adern hervortraten, ein armes Gesicht mit weißen Locken unter einem unförmlichen Hut. Sie beugte sich mit einer Art Ehrfurcht über ihr Essen, zusammengekrümmt und so bescheiden, daß sie, ohne es zu ahnen, beinahe majestätisch wirkte, so sehr verleiht die Demut uns Geschöpfen einen Adel, wenn sie aufrichtig ist. «Wie diese Leute dich interessieren!» sagte mein Gast. «Was glaubst du, womit ich meine Romane fülle?» «Nun, man erfindet etwas.» «Ich erfinde die Wahrheit.»

15. Juni 1956: Folgende Geschichte wurde mir erzählt. Sie betrifft einen mir sehr nahestehenden Menschen und einen der besten Christen, die ich je gekannt habe. Er leitete, lange vor 1914, ein Exporthaus in Savannah. Ein Angestellter arbeitete keineswegs zu seiner Zufriedenheit und jede Ermahnung erwies sich als nutzlos. Es handelte sich um einen etwas verrückten Spanier.

Schließlich beschließt der Direktor, den Angestellten zu entlassen, der sich weigert fortzugehen. Die Sache zieht sich in die Länge und wird immer schlimmer. Eines Tages kommt es zu einem Auftritt. Der Spanier, den man wieder einmal entläßt, beteuert, er gehe nicht weg und klammert sich an seinen Schreibtisch. Man packt das Möbel und trägt es vors Haus bis zum Hafen hinunter. Und da steht der Spanier windzerzaust hinter seinem Schreibtisch und hält Ansprachen an die Vorbeigehenden. Er schreit, er verflucht seinen frühern Brotherrn, er verkündet, daß von dem Vermögen, das jener von seinem Vater geerbt, kein Pfennig übrig bleiben werde. Und es bewahrheitete sich buchstäblich. Gott nahm diesem Menschen sein ganzes, vom Vater ererbtes Vermögen; vielleicht hat er ihn auf diese Weise errettet. Ich kannte jemanden, der dieser Szene am Hafen von Savannah beiwohnte. Ich finde sie schön. Das Leben ist ein Schriftsteller, der oft gut inspiriert ist.

5. Juli 1956: In Mareil, Seine-et-Oise, wo wir gerade beim schönsten Wetter der Welt angekommen sind. Das Haus ist ziemlich alt. Die Treppe scheint mindestens zweihundert Jahre zu zählen. Auf der andern Seite der Mauer steht die große, schöne Kirche, halb romanisch, halb gotisch, von der uns nur ein Fußweg trennt. Der Garten ist ein weiter Rasen, den Blumenbeete umsäumen, und ganz im Hintergrund liegt eine Terrasse, die sich in den Bäumen verliert. All das wirkt ruhig, verschwiegen, in gewissen Stunden sicher etwas düster, aber wie wohl fühle ich mich in diesen Mauern. Mein Zimmer ist schön mit den zwei gegenüberliegenden Fenstern. Die Sonne sickert durch den Musselinvorhang wie durch einen Nebel. Hier steht das Leben in seinem keuchenden Lauf einen Augenblick still. Man atmet, man schaut um sich. Anne wird uns in einigen Tagen folgen. Als sie gestern Bettücher in die Koffer legte, sagte sie mir voller Freude beim Gedanken an die Reise: «Ist es nicht wie früher, wenn wir im Juli nach Andrésy gingen?» Und sie trägt die gefalteten Bettücher, wie meine Mutter sie trug, aber es ist nicht mehr wie früher, ach nein, zu vieles fehlt. Mama packte die Bettücher in den großen Koffer aus Weidenholz, dessen Deckel beim Zuschließen wie Schmerzensschreie knarrte. All dies liegt weit zurück. Und die Kinder, die andern, wo sind sie geblieben?

28. Februar 1957: Gestern schilderte mir André George sehr anschaulich die Schönheit der Alpen vom Flugzeug aus, aber ich sah sie auch vom Flugzeug aus und fand sie fürchterlich. Sie bilden für mich ein großes Durcheinander, eine erstarrte Umwälzung, das Überbleibsel einer im vollen Schwung aufgehaltenen Verzerrung. Das Meer übt auf mich dieselbe Wirkung aus (aber nach der Heiligen Schrift wird es eines Tages verschwinden. Neue Himmel und eine neue Erde werden entstehen, doch es wird kein Meer mehr geben). Ich liebe Steppen, Wälder, Hügel, und ich liebe den nächtlichen Himmel, wo ich eine Ordnung erblicke. Mit welcher Leichtigkeit durchmißt das Auge diese Milliarden von Kilometern. Die Seele wird frei. Hier findet sie Gott, hier zieht Gott sie an sich in einer großartigen Sekunde. Man kann nicht emporschauen,

ohne zu beten, man weiß nicht wie, noch in welch anderer Sprache als schweigend. André George erwähnte zwei Schriftsteller, die den Himmel nicht lieben, weil sein Dasein sie beunruhige. Mich dagegen stärkt er, bringt mir den Frieden im selben Maß wie er mich vernichtet, mich und meine albernen, kleinen Probleme. Er setzt jedem irdischen Streben ein Ende. Er stellt alles an seinen Platz.

4. Mai 1957: Albert Béguin ist letzten Freitag in Rom gestorben. Ich liebte und bewunderte ihn. Als ich ihn zum letzten Male am Boulevard Saint-Germain sah, lag bereits ein Schatten auf ihm. Er sprach von seiner Mutter, die er soeben verloren hatte, und in seinem Blicke lag etwas Verwundetes, ich möchte es beinahe Entrüstung über den Tod nennen. Ich fühlte, daß er zum Fortgehen bereit war und erzählte es später meiner Schwester. Die Farbe seiner Lippen fiel mir auf, sie verriet genug. Er starb im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten. Er hat die häßlichen Erniedrigungen des Alters nicht gekannt. Nichts ist alten Menschen so peinlich wie der Anblick triumphierender Freude unserer jungen Generation. Wie sie diese verachten! Wie sie ihr ungerecht, schnüffelnd, boshaft gegenüberstehen! Gehässiges Alter.

Bei Pascal steht der Gedanke, den ich immer großartig fand, daß man sich nur vor dem Fallen bewahrt, indem man steigt, und daß man eine Gnade nur behält, indem man eine neue erwirbt. Pascal soll in seinem Zimmer die Büste von Montaigne aufgestellt haben.

15. Mai 1957: Jemand sagte mir bewundernswert bescheiden: «Ich bin leider Erotomane.» Dies ist nicht weiter erstaunlich. Fast alle Menschen sind Erotomanen, die lockersten wie die heiligsten. Ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts berichtet, daß der heilige Hieronymus und der heilige Bernhard (Bernhard... ich hätte es nicht geglaubt) unaufhörlich von «schmutzigen Gedanken» geplagt wurden. Ich weiß nicht, welche Idee wir uns von den Heiligen bilden. Sie kommen doch nicht mit Flügeln zur Welt. Der heilige Alfons Liguori war ein Opfer gewisser sinnlicher Anfechtungen. —

Musik von Mozart angehört. Sogar seine Leichtigkeit ist nicht ohne Trauer, seine Freude verhüllt, aber die menschliche Freude bleibt immer verhüllt, denn da ist der Tod. Es ist unmöglich, in einer Welt lange glücklich zu sein, wo der Tod herrscht.

21. Mai 1957: Heute morgen meinen Roman wieder aufgenommen, der in Amerika spielt (langes Schwanken, wohin ich die Handlung verlegen solle). Nicht ohne Schwermut denke ich an das Amerika von 1920 zurück. Ich habe dort viel gelitten, doch schließlich begann ich es zu lieben. Die Ferien in Savannah tauchen in der Erinnerung auf. In diesen großen Straßen war es, wo der Dämon mich erwartete mit dem ganzen Zauber der Nacht, dem Duft der Nacht, dem Spiel der weißen Säulen und schwarzen Schatten auf dem hellglänzenden Straßendamm, mit dem Geheimnis der von Pflanzengerüchen erfüllten kleinen Plätze. Ich wußte nichts, ich ahnte nichts, und doch glitt das

Gift in mein Herz, ich weiß nicht wie. Manchmal dachte ich an die Worte, die eine der Nonnen von Cortambert mir gesagt hatte; ganz in Weiß gekleidet stand sie hinter dem Gitter des kleinen, nach Wachs riechenden Sprechzimmers «Mißtraue der Welt... Die Welt... Das Gift der Welt...», All dies ist sehr weit weg. Vom Lehnstuhl, wo ich schreibe, erblicke ich durch die weißen Vorhänge den großen Baum, an dem jedes einzelne Blatt sich in der Sonne bewegt, jedes lebendig und zitternd, und der Baum senkt und hebt sich wie ein stampfendes Schiff... Welch eine Stille in diesem Zimmer, im Herzen einer vom Lärm heimgesuchten Stadt! Wenn ich lausche, nehme ich ein andauerndes Murmeln war, das einem sehr fernen Gewitter gleicht. Das ist alles.

16. Dezember 1957: Da ich gerade von meinem Roman spreche, möchte ich für all meine Bücher festhalten: es kommt ein Augenblick, wo große Breschen sich bilden und etwas eindringt, das nicht von mir herrührt, sondern von einem andern, den ich gelegentlich fürchte, da er machtvoller und gebieterischer auftritt als das Ich, das ich kenne. Welcher Schriftsteller hat nicht Ähnliches erfahren? Und woher kommt es? Nachdem ich dies gesagt, werde ich nicht mehr davon sprechen.

Übersetzt von Elly Rychner

Jedes der großen kontinentalen Völker hat aus der Tiefe seines Wesens Europa eine neue Ordnung schenken und diese Ordnung behaupten wollen. Jedoch alle Höhepunkte des geschichtlichen Lebens sind kurz. Das Leben bewegt sich schöpferisch fort, ewig von irdischen Schranken zurückgeworfen, muß es zu neuer Überwindung sich sammeln, zu neuen Aufgaben sich emporheben. Es ist aber bemerkenswert, daß jeder dieser Höhepunkte von dem Geschlecht, das ihn erlebt, für Augenblicke als endgültig empfunden wurde: und wenn auch jedesmal Seher und Traumdeuter aufstanden, die im Beginn schon den Untergang voraussagten, so waren doch nur die Gläubigen, die von der Unzerstörbarkeit ihres Werkes Überzeugten, auch dessen wirkliche Schöpfer.

Carl J. Burckhardt: «Richelieus Ende.» Aus der Festschrift für Ernst Beutler, erschienen unter dem Titel Weltbewohner und Weimaraner *im Artemis Verlag*